



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

davon abgeraten, einesteils weil das Geschäft zu schwierig, andernteils weil sein Anzug zu schmierig sei. Er hatte schon zwei Semester Medizin studiert und in Oldenburg als Einjähriger gedient, wie ich aus seinen Papieren sah.

Wir wollten nicht in der christlichen Herberge bleiben, und der erfahrene Mediziner brachte uns in eine andre Schlafstelle. Die redselige Wirtin führte uns zu vier andern Kunden, die für fünf Pfennige Kaffee tranken. Als die Herrschaften auf ihre Reinlichkeit hin untersucht wurden, stellte es sich heraus, daß zwei mit „Bienen“ behaftet waren. Diese mußten „Bankarbeit“ machen, d. h. auf einer Bank ohne Decke schlafen.

Am andern Morgen wollten mich der Kellner und der Mediziner fast mit Gewalt zurückhalten, wahrscheinlich, weil sie hinter meinem saubern Anzuge mehr vermuteten. Die Wirtin erschien mit den Worten: Hier sind die Fleppen (Legitimationspapiere), und gab jedem das seinige. Ein Schriftstück behielt sie in der Hand und fragte mit gehobner Stimme: Wem gehört diese Fleppe? Schüchtern trat ein schon älterer Bettler hervor. Sie dumme Kerl, sagte sie, wenn Sie sich Fleppen malen, so lassen Sie es von Leuten machen, die es verstehen. Wäre gestern der Deckel gekommen, so säßen Sie schon im Käfig. Allerdings war das Zeugnis von jämmerlicher Hand geschmiert, aber doch mit dem Stempel einer oldenburgischen Polizeibehörde ordnungsgemäß beglaubigt.

Am nächsten Morgen verließ ich heimlich den Kellner und den Mediziner, ver setzte meinen Überzieher und erhielt dafür das Reisegeld bis Bielefeld. Hier meldete ich mich in den Bodelschwingschen Anstalten, doch war deren Gründer und Leiter nicht zu sprechen, und ich trug einem andern Anstaltsgeistlichen meine Bitte vor, mir womöglich Arbeit zu verschaffen. Ich mußte meinen Lebenslauf schreiben, erhielt Kaffee nebst einigen Nickeln zum Nachtquartier und wurde zum andern Morgen wieder hinbestellt. Leider wurde meine Aufnahme abgelehnt, weil ich Schleswig-Holsteiner bin und wir eigne Kolonien haben. Pastor von Bodelschwingh soll sich in erster Reihe für seine Westfalen interessieren, woraus ihm kein Vorwurf zu machen ist.

Das mir noch fehlende Reisegeld bis Minden erbettelte ich mir von Bielefelder Kaufleuten. In Minden hatte ich Bekannte, die mir gern das Geld zur Weiterreise nach Hamburg gaben.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Einiges von der Woche. Endlich, nach einem Sommer voll endlosen Gezänk und Klatsches, erleben wir es einmal, daß die Zeitungen etwas nützliches zu melden haben, das eben gethan wird: im Reichsamte des Innern beraten Sachverständige über Vereinfachungen und Verbesserungen der Arbeiterversicherungsgesetze. Da als Hauptsachverständiger der Präsident des Reichsversicherungsamts, Dr. Bödicker, daran teilnimmt, dem sogar der Vorwärts vor einigen Wochen (in Nr. 231) das Zeugnis ausgestellt hat, daß er „trotz seines politischen Standpunkts

in weiten Kreisen der Arbeiterschaft hoch geachtet" sei, so dürfen wir hoffen, daß etwas gutes herauskommt. Dagegen kann man vom Bunde der Landwirte, der nun schon seit ein paar Jahren mit einem so gewaltigen Apparat arbeitet, beim besten Willen nicht sagen, daß er viel nützliches zustande brächte. Etwas wenigstens hat er in jüngster Zeit geleistet: eine vergleichende Tabelle der Roggen- und Brotpreise, auf die wir zurückkommen werden. Dafür beschenkt er das Vaterland gleichzeitig mit dem unfruchtbarsten, was sich denken läßt: einem akademischen Programm, dessen erster Satz lautet: „Der Bund verwirft einerseits die Grundsätze der freihändlerisch-großkapitalistischen Wirtschaftsanschauung, andererseits die Grundsätze des Sozialismus. Er vertritt eine selbständige wirtschaftliche Weltanschauung; die Forderungen des Bundes sind daher eigen geartete(!); alle wahrhaft berechtigten Interessen vereinigend, stehen sie auf christlich-germanischer Grundlage.“ Worin die „freihändlerisch-großkapitalistische Wirtschaftsanschauung“ bestehen soll, müßte genau angegeben werden. Wir kennen das System der freien Konkurrenz auf der Grundlage des Privateigentums und das System des Kommunismus und außerdem verschiedene Versuche, zwischen beiden zu vermitteln. Ob der Bund ebenfalls einen Vermittlungsversuch beabsichtigt, und worin dieser bestehen soll, erfahren wir aus den nachfolgenden Sätzen nicht, die nichts enthalten als Redensarten über die Notwendigkeit, die Landwirtschaft als Grundlage des gesamten Wirtschaftslebens und den „Mittelstand“ vor der ihm vom Großkapital drohenden Zerstörung zu schützen. Mit der christlich-germanischen Grundlage ist gar nichts gesagt, wenn man nicht angebt, auf welche Sätze des Evangeliums und auf welche Rechtsätze des alten Germanentums man die Wirtschaftsordnung der Zukunft bauen will; unter beiden giebt es auch gar manche, die den Herren sehr schlecht passen würden. Im vierten Absatz schlägt dann durch das unverständlich akademische das verständlich praktische durch: „Die vollständige Lösung der Agrarfrage kann nur geschehen mit der Durchführung sämtlicher agrarischen Forderungen bis zur systematischen Ausgestaltung des Agrarrechts; aber unerläßliche Voraussetzung einer heilenden Wirksamkeit aller agrarrechtlichen Maßregeln ist die Besserung der Preise der landwirtschaftlichen Produkte.“ Armer Hohenlohe! Armer Hammerstein-Loxten! Noch kräftiger giebt's ein Herr Rittergutsbesitzer Grittner in Oberschlesien, den man im Verdacht hatte, die berühmte Frauenpetition verfaßt zu haben, die dem Landwirtschaftsminister in Ratibor überreicht worden ist, bis die zwei Gutsbesitzerfrauen, leider anonym, erklärt haben, sie hätten sie allein gemacht. Dieser Herr also richtet ein Schreiben über die Wahl im Kreise Pleß-Nybnik an Zentrumsblätter, worin es u. a. heißt: „Hätte Baron von Huene einen modifizierten Antrag Kanig mit Erhöhung aller Produktenpreise versprochen, unsre Bauern hätten ihn trotz der polnischen Agitation mit Glanz durchgebracht.“ Ja, wenn ein Kandidat die Erhöhung aller Produktenpreise verspricht, und die Wähler glauben ihm, dann müssen sie, meinen wir, des Wahlrechts verlustig erklärt werden; denn Leute, die glauben, daß irgend ein Mensch, heiße er Huene oder Hammerstein-Loxten oder Hohenlohe, die Macht habe, alle Produktenpreise zu erhöhen, sind unzurechnungsfähig.

Zu allem Ärger der Agrarier darüber, daß sie der Verwirklichung ihrer utopischen Pläne um keinen Schritt näher rücken, kommt seit einiger Zeit noch der Ärger über die „sozialistischen“ Pastoren. Im Streit gegen diese ist die Schlesische Zeitung mit auffälligem Fanatismus für die agrarischen Interessen eingetreten. Einige Wochen hindurch hat sie fast täglich gegen die um Raumann geheßt und sie für weit gefährlicher als die Sozialdemokraten erklärt. Darin hat sie nun freilich vom Standpunkte der Agrarier aus Recht. Die Sozialdemokraten werden den

ostelbischen Rittergutsbesitzern schwerlich einen Schaden zufügen, dagegen könnte die Wirksamkeit der Geistlichen sehr wohl den Erfolg haben, daß manche Rittergutsbesitzer zur Verbesserung der Arbeiterwohnungen, zur Abstellung des Hofgängerwesens, zum Verzicht auf übermäßige Ausnutzung der Arbeiterkinder und zu ähnlichen Dingen, die Geld kosten, gezwungen würden. Im Eifer des Kampfes gegen diese gefährlichen Menschen ließ sich die Schlesische eines Tages sogar zu dem Rufe verleiten: man müsse ihnen die Heuchlermaske vom Gesicht reißen. Männer, die es mit ihrem Berufe so ernst nehmen, daß sie in aufopfernder Erfüllung dessen, was sie für ihre Pflicht halten, ihre amtliche Stellung und die Existenz ihrer Familie aufs Spiel setzen, und Heuchlermaske! Auch wenn sie, was ja möglich ist, sowohl in der Auffassung ihrer Pflicht wie in der Beurteilung der Thatfachen manchem Irrtum unterliegen sollten, wie unvorsichtig, ihnen Heuchelei vorzuwerfen, von Blättern, die so viel sittliches Pathos zur Bemäntelung materieller Interessen verbrauchen! Seinen Zweck, die evangelische Geistlichkeit zu schrecken und die „Zungen“ zu isoliren, hat das Blatt nicht erreicht. Der Pfarrverein der Provinz Schlesien hat in seinem Organ, den „Mitteilungen,“ eine Erklärung veröffentlicht, worin er sein Mitglied, den Pastor Wittenberg, der sich unter den schmählich angegriffnen befindet, kräftig in Schutz nimmt, ohne damit alle Rundgebungen und Äußerungen des genannten zu vertreten, und die Schlesische Zeitung zieht nun sofort in Nr. 787 andre Saiten auf. Sie bleibt zwar dabei, daß sie die Thätigkeit der „Zungen“ mißbilligen müsse, aber sie sagt das jetzt in anständiger Form. Die reinliche Scheidung geht also nicht so rasch von statten, wie es sich die Herren von der Konservativen Korrespondenz vorgestellt haben mögen; wenn man extreme agrarische Forderungen mit Gewalt durchsetzen und gleichzeitig die Sozialreformer unter den Pastoren abstoßen will, so könnte das eine Zerbröcklung der konservativen Partei zur Folge haben und dieser das Schicksal der nationalliberalen bereiten.

Die Nationalliberalen haben den Wahlkreis Dortmund an die Sozialdemokraten verloren und damit einen neuen Beweis dafür geliefert, wie ungemein befähigt sie sind, die Sozialdemokratie zu überwinden. Wichtiger als der Wahlsieg, der ja nichts neues lehrt und, da Dütgenau sein Reichstagsmandat im Gefängnis absetzen wird, nicht einmal seine Fraktion thatsächlich verstärkt, wichtiger ist der Umstand, daß bei dieser Gelegenheit der alte Groll zwischen dem Centrum und den Kulturkämpfern wieder in helle Flammen ausgebrochen ist. Die Nationalliberalen schreiben Verrat, die Germania aber bittet wiederholt um Auskunft, wo und wann wohl die Nationalliberalen in einer Stichwahl zwischen Centrum und Sozialdemokraten für das Centrum gestimmt hätten, und die Nationalliberale Korrespondenz, an die die Frage gerichtet ist, verstummt. Die Post aber ruft aus: „Die rote und die schwarze Internationale haben sich wieder einmal gefunden!“ Damit dürfte die Regierungsfähigkeit des Centrum wieder in Frage gestellt und die fromme Partei, die es sich schon so gemütlich bequem im Neste machte, aufs neue genötigt sein, die unbequemen Wege der Opposition zu wandeln.

In unsrer Zeit materialistischer Selbstsucht ist es immer eine Erquickung, die Ergüsse eines idealistisch gestimmten kindlich edeln Gemütes zu vernehmen. Vernehmen wir also! „Was die Regierung gethan hat, das ist doch nicht mehr, als was die Pflicht eines dem Kaiser, dem Parlament und dem eignen Gewissen verantwortlichen Ministeriums — nein, noch weniger als das, was der Selbsterhaltungstrieb und das primitivste Bedürfnis nach Erhaltung irgend einer Autorität im Staate gebot. Versuchen wirs nur, uns für ein paar Augenblicke über die von dem Gluthauch und den Dünsten einer wahnwitzigen Agitation erfüllten Atmosphäre

zu erheben, die uns umgiebt, und an die wir uns beinahe schon gewöhnt haben; da müssen wir uns doch sagen, daß ohne die systematische Abstumpfung des allgemeinen Rechtsgefühls, ohne die unmerklich fortgeschrittne moralische Auflösung der Gesellschaft der Gedanke gar nicht hätte aufkommen können, daß — "Wer schreibt das? Die Neue Freie Presse in ihrem Hymnus auf Badeni, der durch die Nichtbestätigung Luegers Wien, Österreich, das Vaterland, die Kultur, die Welt gerettet hat. Das große Börsenblatt hat selbstverständlich einen sehr guten Handels- teil und bei seiner Zahlungsfähigkeit auch ein nicht schlechtes Feuilleton. Aber seine Leitartikel sind der Gipfel der Geschmacklosigkeit und müssen bei jedem, der sie täglich einnimmt, als kräftiges Brechpulver wirken. Sie sind stets hochpoetisch und pathetisch, und je nachdem die Antisemiten oder die Juden im Augenblick oben auf sind, wechselt der Verfasser zwischen der Pose des sterbenden Fechters und der der Siegesgöttin. Ausnahmslos aber kämpft und stirbt er nur für die höchsten Güter der Menschheit, wem sein muß auch fürs wahre Christentum und für den echten Katholizismus. Also Herr Lueger wird als Bürgermeister der Hauptstadt Cisleithaniens nicht bestätigt, weil es die Herren in Budapest so gewollt haben; wer hinter denen steckt, das können die Minister freilich die K. K. Apostolische Majestät nicht gut sagen lassen. Sehr schön schreibt das offiziöse Fremdenblatt: „Das Kabinet, dessen Chef »die führende Hand« zur Devise hat, muß auch die Führung in der Klärung des Volksgeistes auf sich nehmen.“ Wenn man nur nicht gar so deutlich in die Drähte sähe, von denen die führende Hand selber gezogen wird. Die Führung wird ja so eingerichtet werden, daß sich die polnischen Herren und andre Arier verwandter Art ganz gut dabei stehen. Vor acht Tagen sahen die österreichischen Antisemiten für ihre Fortentwicklung noch drei Wege offen stehen; der eine, auf dem sie im Bündnis mit den Merikalen, Feudalen und Slawen zur Teilnahme an der Regierung hätten gelangen können, ist ihnen jetzt versperrt. Als jüngst in Graz eine deutschnational-antisemitische Versammlung in eine Resolution das Wort „antisemitisch“ aufnehmen wollte, wurde das von dem überwachenden Polizeibeamten verboten. Sie sind also fortan Oppositionspartei, und da werden die Merikalen und feudalen Elemente, deren Unterstützung sie zur Zeit noch genießen, schwerlich lange bei ihnen aushalten. Sie werden sich also, um im Staate etwas zu bedeuten, entweder der antidynastischer Gesinnung verdächtigen deutschnationalen Partei oder den Sozialdemokraten anschließen müssen.

Börse, Getreidehandel und Schutzzölle. Auf unsre Bitte an die Börsenverständigen, uns endlich einmal zu erklären, wie bei beständiger Billigkeit des Getreides die Händler und die Baissespekulanten auf die Rechnung kommen oder gar fabelhafte Gewinne erzielen können, erhalten wir eine Antwort, die immer noch keine Antwort ist. Der Geschäftsmann, der sie uns giebt, und der bis 1888 zwölf Jahre lang „im Getreidefach gearbeitet hat,“ bemerkt zum Schluß, er glaube nicht, daß wir ihn völlig verstehen würden. Da unterschätzt er uns doch; wir verstehen jeden Satz, nur finden wir keinen einzigen darunter, der eine Antwort auf unsre Frage enthielte, und darum hätte es keinen Zweck, sein Schreiben vollständig abzudrucken. Er sagt lauter Dinge, die wir hundertmal gesagt haben, nur daß er zwischenein und im Widerspruch mit seinen eignen Ausführungen immer wieder behauptet, die Börse allein sei an den niedrigen Preisen schuld, und sie einen Masgeier nennt. Hätte er uns doch statt dessen die Sache an einem konkreten Falle mit Zahlen klargemacht! „Ist der niedrigste Tiefstand ausgenutzt,“ schreibt er unter anderm, dann begünstigt man wieder ein Steigen der Preise.“

Ja, das sagen wir ja immer! Der Getreidehändler und der Spekulant, sie mögen Haussiers oder Baissiers sein, d. h. für die nächste Zukunft mit steigenden oder mit fallenden Preisen rechnen und eine ihren Erwartungen entsprechende Preisbewegung begünstigen, können gleich allen andern Händlern und Spekulanten nur dadurch Gewinn erzielen, daß sie billig einkaufen und teuer verkaufen, d. h. also nur bei einem beständigen Schwanken der Preise, und ihre Interessen sind nur insofern entgegengesetzt, als der Baissier gerade zu der Zeit, wo der Haussier die Aufwärtsbewegung wünscht, die Abwärtsbewegung wünschen muß, und umgekehrt. Und wir beharren daher bei unsrer Frage: Wie können die Leute bei dauerndem Preisdruck glänzende Geschäfte machen? Seit fünfzehn Jahren, heißt es weiter in dem Schreiben, würden die Manöver der Baissiers durch die überreiche Produktion der ganzen Erde unterstützt. Sollte sich die Sache nicht umgekehrt verhalten, daß die überreichliche Produktion das Getreide billig macht, und daß den Leuten, die sich mit dem Getreidehandel befassen, gar nichts andres übrig bleibt, als sich auf die Seite der Baissie zu schlagen, d. h. mit der Thatsache zu rechnen, daß vorläufig auf Hebung der Getreidepreise keine Aussicht ist? „Die tiefere Begründung der ganzen Erscheinung liegt in unsern heutigen Verkehrsverhältnissen.“ Sehr richtig, nur daß der Grund nicht tief liegt, sondern ganz an der Oberfläche; ein Kind sieht ein, daß die indische, russische und amerikanische Ernte auf die Getreidepreise in Mitteldeutschland gar keinen Einfluß haben konnte, solange Segelschiffe und Lastwagen die einzigen Verkehrsmittel waren. „Früher, wo unsre erdumspannenden Eisenbahnen noch nicht waren, waren Spekulationen an die örtlichen, schwerfälligen Verhältnisse gebunden. Der Baissier war damals immer auch Haussier; er spekulierte, wenn seine Speicher gefüllt waren, auf höhere Preise. Der leichte Verkehr hat die ungeheure moderne Spekulation erzeugt, das gesamte Getreide der Erde mobilisiert.“ Setzen wir statt Spekulation Getreidehandel und Preisbildung, so haben wir dasselbe, was wir schon fünfzigmal gesagt haben. Wenn er dann weiter bemerkt, die Schutzzölle würden vom Auslande getragen, und erzählt, die Russen hätten ihm geklagt: Euer Bismarck ruiniert uns! so haben wir dagegen nicht viel einzuwenden; aber eine Antwort auf unsre Frage ist das doch auch nicht. Dann wird unsre alte Binsenwahrheit nochmals wiederholt: „Die billigen Preise an sich hat die Börse nicht uranfänglich verschuldet, diese haben ihre tiefere Begründung in den allgemeinen Verkehrs- und den veränderten Anbauverhältnissen; soweit würden auch wohl die niedrigen Preise im Interesse der konsumirenden Menschheit nicht zu beklagen sein, aber — fügt er hinzu — die Preise werden weit unter die Erzeugungskosten künstlich herabgedrückt.“ Wie bei dem allgemeinen Überfluß an Getreide und den heutigen Verkehrsverhältnissen eine besondere Kunst dazu gehören soll, die Preise zu drücken, das eben begreifen wir nicht, während jedes Kind einseht, daß Preissteigerungen unter diesen Umständen durch andre als künstliche Mittel nicht bewirkt werden können. Es ist richtig, daß der Getreidepreis vielfach die Erzeugungskosten nicht mehr deckt, und zwar namentlich in dichtbevölkerten Ländern mit alter und hoher Kultur. Davan sind doch aber eben die hohen Erzeugungskosten schuld, und weil die Untersuchung dieser hohen Erzeugungskosten zur Aufdeckung sehr unangenehmer Wahrheiten führt, so unterläßt man sie lieber und verbirgt seine Verlegenheit hinter dem Sturm auf die Börse. Wir wiederholen, die Börse und ihre Besucher sind uns höchst unsympathische Wesen; wir sind geneigt, die Börsenspekulanten zum guten Teil für schlechte Kerle zu halten. Aber wenn man auch die Spekulation verböte und ein Gesetz machte, wonach zum Getreidehandel nur Christen von erprobter Frömmigkeit zugelassen werden sollen,

so würde das den Getreidepreis nicht um einen Pfennig heben, solange Rußland, Indien, Rumänien, Nordamerika und Argentinien überflüssiges Getreide haben, Eisenbahnen und Schiffe nicht zerstört werden und die Einfuhr nicht verboten wird. In einem zweiten Schreiben desselben Verfassers heißt es, wir seien uns über die Art, wie Hauffe und Baiffe gemacht würden, überhaupt nicht klar, aber das sei eben das Geheimnis der Macher, „und da es dem Laien völlig unmöglich ist, hinter die Schliche der Akteurs zu kommen, so kann er seine Kenntnisse nur durch Mitspielen sammeln.“ Da uns aber weder unsre Mittel noch unsre Grundsätze diese Art von Information erlauben, so werden wir uns auch in Beziehung auf dieses Welträtsel in Dubois Reymonds Ignorabimus ergeben müssen.

Würdigen wir bei dieser Gelegenheit noch eine merkwürdige Leistung des Dr. Ruhland. Diesen Mann, der beim Bunde der Landwirte ein hohes Ansehen zu genießen scheint, haben wir schon im ersten Quartal des laufenden Jahres, Seite 540 ff., als einen jener Schwärmer charakterisiert, die zwar daselbe volkswirtschaftliche Ideal wie wir hegen, die aber, weil sie Wirkköpfe sind, nur Unheil anrichten. In Nr. 86 der Bundeskorrespondenz erörtert Dr. Ruhland die Wirkungen der Getreidezölle und entwickelt folgende erstaunliche Gedankenreihe. Die Zölle überwälzen sich stets auf das Ausland. „Die Getreidepreise sind im Zollinland ebenso hoch, wie sie sein würden, wenn die Zölle nicht wären. Wohl aber haben sich die Preise im Ausland um den Betrag der Zölle verbilligt.“ Dazu bemerkt die Frankfurter Zeitung: „Ist diese Theorie richtig, ist der Auslandspreis um den Betrag des deutschen Zolls gesunken, so mußte er auch um den Betrag des französischen usw. Zolls weiter sinken, dann haben die Schutzzölle überhaupt das Sinken der Getreidepreise mit verschuldet, dann muß es in Rußlands obigem Sage heißen: Die Getreidepreise sind im Zollinland niedriger, als sie ohne Zoll sein würden.“ Das ist ganz klar; nach Ruhland haben die Zölle eine allgemeine Deroute auf dem Weltmarkt bewirkt, und diese muß notwendig auch auf die Inlandspreise zurückwirken. Zum Glück für die Schutzzollpolitiker ist Ruhlands Theorie nicht wahr. Die Zölle werden abwechselnd vom Zollinlande und vom Auslande getragen. Sind die Getreideexportländer so reichlich versehen, daß sie um jeden Preis verkaufen müssen, dann übernehmen sie den Zoll; ist das nicht der Fall, dann trägt ihn das Inland. In der teuern Zeit von 1891 bis 1892 war bei uns das Getreide beinahe um den ganzen Betrag des Zolls teurer als in London. Welche Bedeutung, fragt nun Ruhland, hat unter diesen Umständen der Zoll für die Landwirtschaft? In der Antwort hält er die nationale und die internationale Seite aus einander. „In nationaler Hinsicht haben die Schutzzölle zunächst den nationalen Markt dem nationalen\*) Produzenten wieder gesichert. . . . An diesem Vorteil partizipieren die mittlern und kleinern Besitze sogar in stärkerem Maße als der Großgrundbesitz. Wer Ausgang der siebziger Jahre einen Bauernhof bewirtschaftet hat, weiß das ganz genau. Damals kümmerte sich fast kein Mensch um die Getreidevorräte der kleinern Besitzer.“ Wir wissen nicht, welche Gegend der

\*) Die wiederholte Anwendung des Wortes national hat in diesem Zusammenhange gar keinen Sinn. Zur deutschen Nation gehören auch die österr.ichischen, die Schweizer, die amerikanischen, die russischen Deutschen, die von unsern Zöllen gar nicht berührt werden, und die Wirkungen der reichsdeutschen Zölle werden von den innerhalb des Reichsgebiets wohnenden polnischen, französischen und dänischen Bauern ebenso gut empfunden wie von den deutschen. Es handelt sich hier überall nur um In- und Ausland, nicht um Deutsch und Nichtdeutsch. Der Ausdruck international für zwischenstaatlich verleitet dazu, auch das Wort national falsch zu gebrauchen.

Mann im Auge haben mag. In den Gegenden, die wir kennen, verlangt der Bauer nicht, daß sich jemand um seine Vorräte kümmere; er bringt sie auf den Wochenmarkt und setzt sie dort ab; und das war Ende der siebziger Jahre gerade so wie heute und wie früher. „Der andre nationale Vorteil der Bölle liegt in ihrem finanziellen Ergebnis.“ Das bestreitet niemand. Nun aber kommt, bei Erörterung der internationalen Seite, das zweite Erstaunliche. Die Unterschiede der Getreidepreise der verschiedenen Länder, heißt es, gäben den sichersten Maßstab ab für die Kulturentwicklung; wenn man wisse, daß ein guter Mittelpreis für Weizen in Deutschland 220, in Nordamerika 150, im innern Rußland 30, in Indien 25 Mark für die Tonne betrage, so finde darin der Kulturzustand des deutschen Landwirts gegenüber dem nordamerikanischen Farmer, dem russischen Kosaken und dem indischen Rayot seinen zahlenmäßigen Ausdruck. Einen Kulturzustand des deutschen Landwirts giebt's gar nicht. Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe und ein Kleinbauer im polnischen Teile Oberschlesiens sind beide Landwirte, aber ihre beiderseitigen Kulturzustände sind himmelweit von einander verschieden, obwohl ihr Weizen gleichviel gilt. Und der deutsche Bauer, der nach Amerika übersiedelt, sinkt dadurch nicht in der Kultur, daß er nun auf billigerem Boden billigeren Weizen baut. Der indische Bauer aber ist im Vergleich zum Kosaken ein hochzivilisierter Mensch. Ein Zusammenhang besteht schon zwischen Kultur und Getreidepreisen, aber so einfach ist er nicht, daß man den Kulturgrad an den Getreidepreisen ablesen könnte. In diese verschiedenen Kulturzustände, heißt es weiter, habe die weltwirtschaftliche Entwicklung des Verkehrs nivellierend eingegriffen. „Aber diese Nivellierung erfolgte nicht in der Weise, daß man die Russen und Indier nach dem Niveau der Deutschen mehr heraufgehoben, sondern in der Weise, daß man die deutschen Bauern nach dem Einkommenniveau der Kosaken und Rayots hinabgedrückt hat.“ Wer ist der „man“, der einzelne Mann, oder die Regierung, oder die Partei, oder die Verschwörerbande, der oder die den Weltverkehr verbrochen hat? Und wenn der Weltverkehr von niemandem verbrochen worden, sondern ein unvermeidliches Produkt der Entwicklung ist, wer und wo ist der „man“, der verpflichtet und allmächtig genug gewesen wäre, den Weltverkehr so zu gestalten, daß der Preisausgleich nicht nach der Mitte oder nach unten, sondern nach oben hin erfolgt wäre? Nur bei nicht beliebig vermehrbaren Gütern erfolgt der Preisausgleich nach oben; Gemälde verstorbener Meister werden desto teurer, je weiter der Markt für sie wird; Getreide ist aber glücklicherweise zur Zeit noch ein beliebig vermehrbares Gut. „Und dieser ganze unheilvolle Prozeß hat sich vollzogen“ — hier erfahren wir, wer der „man“ ist — „nicht etwa als die natürliche und unabweißbare Konsequenz der modernen Verkehrsentwicklung, sondern einzig und allein unter der Gewalt der Thatfache, daß der moderne weltwirtschaftliche Verkehr sich bisher unter der Herrschaft des internationalen Großkapitals entfaltet hat. Dieses vaterlandslose Großkapital war es, das die Milliardenanleihen vermittelte, durch die in den Ländern mit zurückgebliebener Kultur die Eisenbahnen mit hypertrophischer Raschheit ausgebaut wurden. Das gleiche Großkapital war es, das dann durch einen Eisenbahnkrach mit Landesvalutaverschlechterung dafür sorgte, daß an dem Eisenbahnbaukapital möglichst gründliche Abschreibungen vorgenommen wurden, die natürlich in entsprechenden Tarifherabsetzungen ihren Endausdruck fanden. Und als dann noch die Unterscheidung zwischen Lokaltarif und Ferntarif hinzutrat, wurde schließlich das Getreide zu Frachtfäßen exportirt, die kaum die Kohlen in der Lokomotive bezahlten. Und das gleiche Großkapital hat auch in den Getreidetransportschiffen Überproduktion mit nachfolgenden Krisen hervorgerufen, nur zu dem Zwecke, mit Hilfe der Trans-

portkostenverbilligung der Getreidebörse das Material zu immer weitem Baissespekulationen zu liefern. In diesen verhängnisvollen Zirkel, der alles Geld in die Taschen der Großkapitalisten hineinejagt und in rasender Geschwindigkeit den Mittelstand der Völker vernichtet, haben die Schutzzölle für Getreide mit wuchtiger Faust hineingegriffen. Die Schutzzölle haben die ausländischen Getreidetransportlinien zu systematischen Frachtherabsetzungen gezwungen, um die äußersten Zuflusquellen für den Getreidehandel offen zu halten. Dadurch ist dann das Verhältnis zwischen den Lokalverkehrs- und den Fernverkehrstarifen immer schreiender geworden. Und seitdem so die gegenseitigen Interessenbeziehungen schärfer über die ganze Erde gespannt sind, hat die Baissespekulation auf den mitteleuropäischen Zentralmärkten auch nach den entferntest gelegenen Konkurrenzgebieten preisdrückend gewirkt und damit die landwirtschaftliche Notlage Mitteleuropas zu einer ganz allgemeinen mitteleuropäischen Notlage gemacht."

Wem da der Verstand nicht still steht, der hat keinen! Also das vaterlandslose Großkapital (bitte! aus welchen Personen oder Gesellschaften besteht das? Man muß den Feind doch kennen, den man bekämpfen will) hat kein andres Ziel, als durch Baissespekulation an der Getreidebörse alles Geld in seine Taschen zu bringen. Wie das möglich sei, das ist eben das Geheimnis, um dessen Aufklärung wir nun schon so lange vergebens bitten. Nun das zweite Geheimnis! Um die Baisse zu bewirken, baut das Großkapital Bahnen und Schiffe, die es sich zu entwerten beeilt, sodas die Fracht kaum mehr die verbrauchten Kohlen bezahlt; und endlich greift der Schutzoll rettend ein, der das Getreide noch weiter verbilligt, indem er erstens die Getreideexportländer nötigt, den Preis um den Zoll herabzusetzen, zweitens noch weitere Frachtherabsetzungen erzwingt, und so die Not der Landwirtschaft von Mitteleuropa aus über die ganze Welt verbreitet. „Das sich dieser Prozeß rascher vollzogen hat, und damit die Periode ungestörtester Ausbeutung durch das Großkapital naturgemäß (!) sich wesentlich verkürzt, ist das hervorragendste Verdienst unsrer Schutzzölle.“ In dieser Schule der Not würden die Landwirte auf der ganzen Erde erkennen lernen, daß sie dasselbe Interesse haben. Wer denkt da nicht an den von Karl Marx prophezeiten Zusammenbruch der Kapitalsherrschaft? Nur daß dieser bei der Begründung wirkliche Zusammenhänge aufdeckt, während Rußland wüßtes Zeug schwagt. Die endliche, rettende Schlußkatastrophe haben wir also nach Rußland, wie es scheint, nicht von einer nationalen That, sondern von einer internationalen Bauernorganisation zu erwarten. Wir dagegen bleiben dabei, daß das deutsche Volk nur sich helfen, die andern Völker für sich sorgen lassen müsse.

Sollten unsre Leser verdrießlich darüber werden, daß wir sie so oft mit diesen Dingen belästigen, so bitten wir zu bedenken, daß der Bund der Landwirte angeblich 200 000 Personen umfaßt, die sich der Kern des deutschen Volkes zu sein rühmen, und daß man nicht ruhig zusehen darf, wie diesen Leuten mit solchem Unsinn die Köpfe verwirrt werden. Das Thatfachenmaterial, aus dessen Mißverständnis Rußland seinen Unsinn zusammenbraut, ist von uns oft genug erörtert worden; die unvermeidliche Entstehung des Geldkapitals unter anderm in dem oben angeführten ersten Artikel über Rußland (diesjährige Nr. 11, S. 540), die Überproduktion, die Krachs und die Krisen, die Preisrückgänge unter anderm in den Aufsätzen über Karl Marx in Nr. 27 und 29. Zum Troste für Leser, die doch am Ende von dem Gedanken an die rasend schnelle Vernichtung des Mittelstandes erschreckt worden sein könnten, erwähnen wir noch, daß die Schlesische Zeitung, die in allen Stücken — die Währungsfrage allein ausgenommen —

streng agrarisch ist, in Nr. 777 nach der Salzwedel-Gardelegner Zeitung über zwei altmärkische Bauernhochzeiten berichtet, bei deren einer von vierhundert Gästen ein fettes Rind, zwei fette Schweine, neun Kälber, hundert Hühner, zwei Zentner Fische, dreihundert Kuchen, über zehn Tonnen Bier und sechshundert Flaschen Wein vertilgt worden sind.

Die Prügelstrafe in der Volksschule. In Heft 40 und 41 ergreift Herr Joseph Müller in München das Wort, um in dem Gebrauch der Prügelstrafe in der Schule einen „Notstand,“ einen „wunden Fleck des öffentlichen Lebens“ nachzuweisen und darauf die Frage zu erörtern, ob die Prügelstrafe als pädagogisches Zwangsmittel überhaupt zulässig sei.

Ich habe diese Schilderung mit höchstem Befremden gelesen. Darnach müßte es in den deutschen Schulen so aussehen, wie zur Zeit von Dickens in gewissen englischen. Die Darstellung des Verfassers enthält schwere Anklagen gegen Lehrer, Schulverwaltung, Ärzte und Justiz, um so schwerere, je allgemeiner sie gefaßt sind; wir müssen gestehen, daß uns das beigebrachte Beweismaterial nicht genügt. Und wenn es zehnmal soviel wäre, so läge immer noch keine Notwendigkeit zu einer Verallgemeinerung vor.

Vielleicht hat der Verfasser süddeutsche Verhältnisse im Auge; ich will darüber nicht urteilen, weil ich sie nicht kenne. Auf Norddeutschland, besonders auf Preußen, treffen seine Urteile nicht zu. Von einer Zunahme von Verurteilungen von Lehrern, die das Züchtigungsrecht überschritten hätten, ist mir nichts bekannt. Im Gegenteil, die Lehrer befinden sich bei Ausübung des Züchtigungsrechtes in einer durch die Gesetzgebung geschaffnen peinlichen Lage.

Die rechtliche Lage in Preußen ist gegenwärtig folgende. Nach dem allgemeinen Landrecht steht dem Lehrer unter Aufsicht der Behörde das Züchtigungsrecht zu. Um zu verhüten, daß dieses Recht gemißbraucht werde, waren von der Schulaufsichtsbehörde Vorschriften gegeben worden, unter welchen Bedingungen und auf welche Weise gezüchtigt werden durfte. Diese Vorschriften waren streng. Wer ihnen zuwiderhandelte, verfiel in Disziplinarstrafe, andrerseits war auch die Möglichkeit gegeben, den Lehrer, der sich an seine Instruktion gehalten hatte, gegen ungerechtfertigte Anklagen zu schützen. Durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts ist aber nun entschieden worden, daß der Lehrer nur innerhalb der ihm gegebenen Vorschrift Züchtigungsrecht hat. Überschreitet er die Grenze, so wird er bestraft, nicht wegen dieser Überschreitung, sondern als einer, der, ohne das Recht dazu zu haben, einen andern geschlagen hat.

Diese Entscheidung hat zur Folge gehabt, daß die Weisungen der Regierung, die dem Lehrer zum Anhalt und zum Schutz gegeben waren, ihm zum Schaden ausgefallen sind. In der That fanden auch zahlreiche Verurteilungen statt, die im Urteil und in der Strafabmessung das Rechtsbewußtsein verletzten. Die Schulaufsicht war ernstlich gefährdet, und es blieb den Regierungen nichts übrig, als ihre besondern Bestimmungen zurückzuziehen, damit diese nicht als Waffen gegen die Lehrer verwendet werden konnten. Neuerdings hat der preussische Kultusminister alle Sonderbestimmungen über die körperliche Züchtigung aufgehoben. Jeder Lehrer steht also jetzt mit einem Fuße vor dem Staatsanwalt und hat, wenn er da schuldig gefunden worden ist, auch noch eine strenge disziplinarische Strafe zu erwarten. Der Schutz, den die Schulaufsicht gewährte, ist weggefallen. Der Schulinspektor kann jetzt in der That nur als Beschwichtigungsrat eingreifen. Die Ent-

scheidung liegt beim Arzt, der ganz nach eigenem Ermessen urteilt, ob ein Schlag möglicherweise Schaden anrichten werde oder nicht.

Man wird bei uns nicht behaupten können, daß sich das Haus nicht um das bekümmere, was in der Schule vorgeht. Im Gegenteil werden Schulangelegenheiten vor den Ohren der Kinder sehr ausführlich behandelt. Der Lehrer wird nach allen Ranten schlecht gemacht, wenn aber der Sprößling einmal eine wohlverdiente Züchtigung erhalten hat, so bäumt sich das Elternherz auf wie gegen ein grausames Unrecht, und man läuft zum Arzt und läßt sich für teures Geld ein Zeugnis ausstellen. Leider giebt es jetzt auch nicht wenig Ärzte, die teils der drei Mark wegen, teils der Konkurrenz wegen, und um sich bei dem süßen Pöbel beliebt zu machen, bereitwillig Zeugnisse ausstellen. Es steht vielleicht nichts darin, aber es ist doch ein Zeugnis. Damit laufen die Eltern dann zum Staatsanwalt und dem Kreis Schulinspektor und erheben einen großen Lärm. Wenn nun auch dabei nichts herauskommt, weil die Beschwerde unbegründet ist oder selbst in böswilliger Absicht erhoben worden ist, so giebt es doch für den Lehrer eine Menge Ärger, und der Lehrer hütet sich wohl, in ähnlichen Fällen ernst einzugreifen, wenn er auch müßte. Und so findet sich häufiger die Klage, daß der Lehrer zu wenig auf Zucht und Ordnung halte, als daß er ein Schultyrann sei.

So sieht es bei uns aus. Das Bild ist dem von Herrn Müller gezeichneten sehr unähnlich.

Was der Verfasser gegen den Gebrauch des Stockes sagt, wenn er als Lehrmittel verwendet wird, ist durchaus richtig. Eingepriegltes Wissen ist ein übel erworbnener übler Besitz. Mit dem Stock in der Hand soll nicht unterrichtet werden. Wo wäre der Schulmann, der nicht den Lehrer verurteilte, der, statt das Interesse der Schüler zu erwecken, mit roher Gewalt einbläut, was gelernt werden soll! Es ist wahr, es wird viel zu viel beim Unterricht geschlagen, und Kehr hat Recht, wenn er sagt, von fünf Schlägen verdiente der Lehrer vier. Das heißt, in vier Fällen von fünf liegt die Schuld, daß geschlagen worden ist, am Lehrer selber. Die schlechtesten Lehrer sind immer daran zu erkennen, daß sie ohne Stock nicht auskommen können. Also beschränke man den Gebrauch des Stockes, man fasse die Lehrer ernst an, die aus Bequemlichkeit oder Roheit schlagen, statt zu lehren. Aber der Verfasser verlangt, daß der Stock gänzlich verbannt und verboten werde. Das ist, was die Volksschule anlangt, ein Ding der Unmöglichkeit. Angenommen, daß der Stock das schlechteste pädagogische Zwangsmittel ist, so ist er doch die ultima ratio magistri. Man könnte harte Urteile über Gefängnisse fällen, man könnte es einen Skandal nennen, daß der Übertreter des Staatsgebots eingesperrt, statt gebessert wird. Dennoch sind Gefängnisse unentbehrlich. Und es liegt doch auf der Hand: solange die Gesellschaft der Großen nicht ohne Zwangsmittel wie Strafanstalten u. dergl. auskommt, solange muß es auch in der Welt der Kleinen ein Zwangsmittel geben, das den widerstrebenden Willen des Schülers beugt. Der Verfasser meint: „Mit wie wenig ruhigen Worten ist ein wilder Knabe zu stillen, nicht etwa bei nachsichtiger, wohl aber bei einsichtiger Darstellung. Die Liebe ist stärker als der Haß, sie erreicht im Augenblick, was dem rauhen Zwang ewig versagt bleibt.“ Das ist sicher schön gesagt, aber keineswegs leicht gethan. Ich zweifle nicht, daß der Verfasser, wenn er in die Lage käme, seine Grundsätze praktisch zu erproben, und zwar unter den schwierigen Verhältnissen, unter denen die Volksschule gegenwärtig steht, er schnell an der Güte der Menschennatur verzweifeln und zum Stocke greifen würde. Man stelle doch nicht immer das zarte Kind und den herzlosen Schulbespoten einander gegenüber, sondern auch einmal den Lehrer, der guten

Willen und eine schwere Aufgabe hat, und einige Duzend Küpel, die für Vernunft und zarte Behandlung kein Gefühl haben, Kinder, die von ihren Eltern nie erzogen worden sind, weil die Eltern selbst nicht erzogen worden waren. Wenn das Haus der Schule die Unterstützung böte, die die Schule billig erwarten kann, so stünde die Frage anders, aber gewissen Kreisen des Volkes ist die Schule verhaßt, weil sie die Autorität wahr, während sie das Haus verloren hat.

Jede andre Schule kann ohne physische Zwangsmittel auskommen, die Volksschule nicht. Die höhere Schule, die Privatschule stößt die Elemente, die sie nicht brauchen kann, ab. Es muß nicht gerade durch Entlassung geschehen, es geschieht meist bei der Verfezung. Der Widerwillige wird einfach fallen gelassen, bleibt sitzen und verschwindet. Die Volksschule muß alles aufnehmen, was ihr zugewiesen wird, und muß alle fördern, die willigen und die widerwilligen. Sie muß treiben, sie kann die schlechten nicht einfach sitzen lassen. Wir haben den staatlichen Schulzwang. Das bedeutet doch nicht, daß der Schüler bis an die Schultür gebracht wird, und daß ihm dann überlassen bleibt, ob er etwas lernen will. Der Staat will, daß seine Unterthanen lesen und schreiben können, deshalb richtet er die Volksschule ein und zwingt den Widerstrebenden.

Giebt es denn aber nicht andre Mittel, muß denn geschlagen sein? Der Verfasser empfiehlt die Liebe. Sicher ist dies das beste und wirksamste Mittel, aber es fordert den Lehrer, der darnach ist, und den Schüler, der darnach ist. Ich kenne viele Schulen, in denen überhaupt nicht geschlagen wird. Hier wirkt die Persönlichkeit des Lehrers, hier sind auch Schüler vorhanden, die eine so leichte Zügelführung fühlen. Aber auch hier liegt der Stock im Schranke, und die Schüler wissen wohl, wenn es nötig ist, wird er gebraucht werden, und zwar nicht zum Scherze. Von dem Tage an, wo es hieße: der Lehrer darf nicht schlagen, wäre das gute Verhältnis gestört.

Ist denn auch die körperliche Züchtigung etwas so sehr verwerfliches? Zwangsmittel muß es geben. Den widerstrebenden Schüler einsperren oder zu den Toten werfen, ist nach meinem Dafürhalten noch viel schlechter und viel wirkungsloser als der Stock. Der Schlag ist ein Gewitter, das vorübergeht und die Luft reinigt. Die härtesten Lehrer sind manchmal — Lehrerinnen, verbitterte alte Jungfern, die zwar nie einen Stock anrühren, aber ihre Schülerinnen in grausamer Weise zu peinigen wissen. Dagegen sind ein paar Hiebe, wenn sie verdient waren, und das dazu gehörige Donnerwetter und darnach gut Wetter ein wahres Labfal.

Die Pariser Porträtkünstlergenossenschaft. In letzter Zeit hat die Pariser Künstlergenossenschaft (Direktor: A. Tanqueray, Boulevard des Italiens 29; gegründet im Jahre 1840) auch in Deutschland von sich reden gemacht. Ihr Verfahren ist folgendes: sie sendet den Vertretern eines ganzen Berufs (z. B. der Geistlichkeit, den Philologen oder den Juristen) zusammen mit einem marktschreierischen Schreiben einen sogenannten Spezialkupon, auf Grund dessen man die lebensgroße Ausführung einer Photographie in Kohle und Kreide innerhalb von vierzehn Tagen unentgeltlich beanspruchen darf. Als einzige Gegengefälligkeit (!) soll man das fertige Bild seinen Freunden zeigen und das Pariser Haus in seinen Bekanntenkreisen zu empfehlen suchen: dies sei der ganze Zweck des Vorschlags, denn man gehe von der Voraussetzung aus, daß jedes Bild durch die Nachbestellung anderer das erste Opfer reichlich lohnen werde. In einer Nachschrift wird für chauvinistisch gesinnte Deutsche betont, daß sich Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1867 bei der

Pariser Weltausstellung in den Ateliers jener Genossenschaft habe photographiren lassen; die Platten seien für Reproduktionen aufbewahrt worden.

Ich überlegte mir diesen interessanten Fall reiflich und beschloß endlich, zu denen zugehören, die nicht alle werden, zumal da von meinem zweijährigen Stammhalter noch eine überflüssige Photographie vorhanden war. Außerdem dämmerte in mir die tröstende Ahnung, daß sich diese merkwürdige Angelegenheit schlimmsten Falls zu einer schriftstellerischen Übung, zu einer Warnung verwerten ließe. Schon nach einer Woche — Anfang April — wurde der Haken, den die Sache haben mußte, meinen Augen sichtbar. Ich erhielt die Benachrichtigung, daß die Photographie zwar einem der besten Künstler zur prompten Ausführung bereits übergeben sei, daß aber das mit Kohle ausgeführte und auf Leinwand getriebene Porträt des Schutzes wegen eingerahmt werden müsse, denn es könne weder aufgerollt, noch verpackt werden u. s. w. Beigefügt war die Ansicht von vier Rahmenleisten zu 28 $\frac{1}{2}$ , 30, 34 und 45 Franks und ein Zettel mit einem Anerkennungs schreiben. Auf Grund des letztern zog ich nun bei zwei Herren Erkundigungen ein, die zu Gunsten der Bilder, aber gegen den Rahmen oder die Verpackung ausfielen. Einer der Herren hatte außerdem die Liebenswürdigkeit, mir ein neues Anerbieten derselben Genossenschaft mitzusenden, wonach ein zweites Bild für so und soviel Franks (fünfundzig, wenn wir nicht irren, mit 30 Prozent Rabatt!), diesmal aber ohne Rahmen geliefert werden sollte. Ich verzichtete nun in einer brieflichen Erwiderung an Herrn Tanquerey auf jede Einrahmung, indem ich mich auf sein erstes Schreiben berief, und wünschte bloß das Probebild, dem ich eine andre Bestellung folgen lassen würde, wenn es gelungen wäre; sonst erbäte ich mir Rücksendung der Photographie. Diese erfolgte nicht, dagegen nach zwei Monaten (Mitte Juni) die überraschende Mitteilung, daß Herr Tanquerey „bis heute ohne meine werten diesbezüglichen Nachrichten“ betreffs einer Einrahmungsleiste geblieben sei. Da man aber kürzlich neue und zwar bedeutend billigere Leisten habe herstellen lassen, so gestatte man sich, einige Muster zu 15, 18 und 22 Franks zu unterbreiten, für den Fall, daß mir die frühern etwa zu teuer hätten erscheinen können. Wenn ich übrigens nach dem zweiten Schreiben erwartet hatte, daß das Bild inzwischen fertig geworden sei (denn die Photographie war ja gleich nach ihrem Eintreffen einem der besten Künstler zur prompten Ausführung übergeben worden), so enttäuschte mich jetzt die ganz harmlose Bemerkung, daß mir die Genossenschaft erst „ein wunderschönes, kunstgerechtes Porträt von auffallender Ähnlichkeit“ anfertigen wolle. In Anbetracht dieser Bergeßlichkeit ließ ich nun auch meinerseits das Anerbieten unbeachtet, auch den beigefügten Zettel mit weitem Empfehlungen, die aus verschiedenen Zeitungen zusammengestellt waren und sehr geschickt die anfangs abgeneigte Haltung, dann die Befriedigung mehrerer Kunden betonten. Bald aber sollte ich Herrn Tanquerey hören stärker beschwören. Anfang Juli traf nämlich sein viertes und letztes Anerbieten ein mit der gedruckten (!) Überschrift: Bild und Rahmen gratis. Darin wurde mir eröffnet, daß die Genossenschaft betreffs des Einrahmens meines Kreidebildes (jetzt war es also schon wieder fertig!) bis heute ohne Antwort geblieben und deswegen anzunehmen geneigt sei, daß ich mir entweder den Luxus einer schönen Einrahmung versagen müsse oder selbst Rahmen zu meiner Verfügung hätte. Um jedoch den in letzter Zeit in deutschen Blättern „erschienenen verleumderischen Insinuationen“ die Spitze zu bieten, wolle man „das gut ausgeführte und eingerahmte Crayonbild“ gegen Einsendung von 10 Franks für Deckglas, Verpackungskiste, Zoll und Fracht frei nach meinem Wohnort liefern. Was sollte ich thun? Sollte ich mir diese Anzuweisung meiner zahlungsfähigen Moral

von den Pariser stillschweigend gefallen lassen? Oder sollte ich mich lieber in die Brust werfen, nach dem Motto: Der ist ein Mann, der zählen kann? Andererseits durfte ich auf die Enthüllung dieses Pariser Geheimnisses jetzt mit Recht gespannt sein, ganz abgesehen davon, daß es meine Freunde und guten Bekannten auch waren, deren rührende Teilnahme mich bis zu diesem Entwicklungspunkte begleitet hatte, und die mich nun auch mutig weiter vorangehen sehen wollten. Schließlich darf es auch bei einer heroischen und menschenbeglückenden That auf 10 Franks nicht ankommen. Also das Geld ging nach Paris, und eine Woche später kam die Mitteilung, daß es wohlbehalten angekommen sei und dafür in fünfzig bis sechzig Tagen (!) das Bild in meinen Besitz gelangen würde. Das geschah denn auch Ausgang September. Allerdings wollte mir der Anblick der winzigen Kiste, die etwa 40 Centimeter lang und 35 Centimeter breit war, nicht recht gefallen: sie entsprach keinesfalls der einst verheißenen Lebensgröße. Nichtsdestoweniger griff ich unter feierlichem Beistand meiner bessern Hälfte mutig zum Handwerkszeug, öffnete das flache Kistchen und erblickte in einem Fahrmarktsrahmen den etwa 15 Centimeter großen, matt und schlecht vergrößerten Kopf unsers Jungen. Da ich auch einmal Maler gewesen bin (wenn auch ganz unschuldig in Sepia und in Kohle), konnte ich zugleich mühelos wahrnehmen, daß das Bild weder mit Kohle noch mit Kreide ausgeführt, sondern lediglich eine unretouchirte und nur mäßig vergrößerte Photographie in mattgrauer Farbe war, die aller Wahrscheinlichkeit nach bald ganz verblaffen wird.

Was nun? Die zufällig anwesende Schwiegermutter (Schwiegermütter sind bei solchen Gelegenheiten immer zufällig anwesend) erklärte aufs bestimmteste, daß sie das Bild nicht geschenkt nähme. Wir besorgten uns also mit dem Rest unsers Galgenhumors eine Nagelöse für zehn Pfennige (am Rahmen war keine), ergriffen einen goldköpfigen Nagel und befestigten das Bild, das die Zierde des Putzimmers jeder Dorfschenke bilden würde, unserm Platz im Esszimmer schräg gegenüber, damit es uns täglich bei jeder Mahlzeit zurufe: Herr, gedenke der Pariser! Wenn wir außerdem einige Freunde der Grenzboten vor Tanqueray und Genossen rechtzeitig gewarnt haben sollten, würden wir uns besonders glücklich schätzen. Jeder Angezapfte möge sich entweder bei einem deutschen Photographen für 3 bis 4 Mark das gut bestellen, was wir aus Paris schlecht bekommen haben, oder er möge gleich auf das Kreidebild hinein—gehen.

Zu unserm Aufsatz: Zur Reform des Zivilprozeßverfahrens in Ehesachen in Heft 4 des laufenden Jahrgangs. Unsrer Leser werden sich dieses Aufsatzes erinnern, der eine Abänderung der in den §§ 569 und 581 der Zivilprozeßordnung zur Vermeidung von ungesplichen Ehescheidungen gegebenen Vorschriften für die geplante Novelle fordert, da diese Vorschriften nicht zur Erreichung ihres Zwecks genügten. Zum Beweise dieser Anzulänglichlichkeit wurde ein Fall erzählt, von dem gesagt war, daß er nicht vereinzelt dastehet, sondern daß derartige häufig vorkomme; diesem Übelstande müsse abgeholfen werden.

Dieser Aufsatz hat der Redaktion der Grenzboten eine Beleidigungsklage gezogen und zu einer Gerichtsverhandlung geführt. Der Verfasser war von der Redaktion nicht genannt worden; sie hatte alle Ursache, sich auf seine Anschauung und seine Darstellung zu verlassen, und übernahm selbst die Verantwortung. Der als Beispiel erzählte Fall war ihr persönlich nicht bekannt, ebensowenig die an dem Falle beteiligten Personen. Ort und Namen waren nicht genannt worden, die Absicht einer Beleidigung war also für die Redaktion ganz ausgeschlossen; es

kam ja bei dem Artikel nicht auf die Illustration, sondern auf die Sache an. Die an dem Fall beteiligten hatten sich aber doch getroffen und verletzt gefühlt und Strafantrag gestellt, da der herangezogene Fall offenbar ihr Fall sei.

Leider hatte sich nun aber doch der Verfasser jenes Artikels in seinem Beispiel vergriffen. Es wurde dem Herausgeber der Grenzboten, der sich zu der Verhandlung gestellt hatte, während ihres Verlaufs klar, daß der angezogene Fall durchaus anders lag, als er in den Grenzboten dargestellt worden war, und daß die den Beteiligten gemachten Vorwürfe in keiner Weise begründet waren. Er nahm keinen Anstand, dies sofort zu erklären und seinem Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß die irrige Darstellung in die Grenzboten gekommen sei, und erklärte es für seine selbstverständliche Pflicht, dies zur Genugthuung der fälschlich Angegriffenen auch in den Grenzboten auszusprechen, was hiermit geschieht. Die Sache ist damit beigelegt worden.

Wir möchten aber mit diesem Bericht die Bitte an alle Einsender von Beiträgen für die Grenzboten verbinden: daß sie jede Nachricht, die sie der Presse oder andern Quellen entnehmen, aufs sorgfältigste auf ihre Wahrheit prüfen, ehe sie sie weiter verwenden. Wir selbst sind nicht imstande, das zu thun; wir müssen uns auf unsre Mitarbeiter verlassen, und sie dürfen uns nicht in die peinliche Lage versetzen, daß sich Dinge, die wir auf Treu und Glauben unter der Flagge der Grenzboten segeln lassen, nachträglich als unzuverlässig oder unwahr herausstellen. Es kann uns nicht angenehm sein, Berichtigungen abdrucken zu müssen, und noch weniger, uns den peinlichen Vorwurf machen zu müssen, jemandes Ehre angegriffen zu haben, der sich nichts hat zu Schulden kommen lassen.



## Litteratur

Italienische Eindrücke. Von Otto Kaemmel. Leipzig, Fr. Wihl. Grunow, 1895

Den Verfasser der „Italienischen Eindrücke“ kennen und schätzen die Leser der Grenzboten schon lange als scharfen Beobachter, gewiegten Historiker und angenehmen Erzähler, wir erinnern nur an seine stimmungsvoll geschilderten „Herbsttage in Barzin.“ Auch von dem Inhalt des Buches, das in zierlichem Gewande vor uns liegt, ist einiges in diesem Kreise schon bekannt, doch bilden die Schilderungen, die vor einigen Monaten unter demselben Titel in den Grenzboten erschienen sind, nur einen Teil des Buches. Wie der Titel sagt, giebt der Verfasser Eindrücke wieder, die er auf einer Reise durch Italien empfangen hat, und geht nach keiner Seite auf Vollständigkeit aus. Die Reise hat ihn nur durch einen Teil Italiens geführt, doch durch den wichtigsten und am meisten besuchten, der etwa durch die Namen Venedig, Verona, Bologna, Florenz, Rom, Neapel, pästum bestimmt wird. Er ist gereist als „gebildeter Mann,“ der Blick und Herz für alles Schöne und Merkwürdige, das ihm begegnet, offen hat, dem Italien nicht ein Museum, sondern ein Lebendiges ist, der über dem Land und seiner reichen